

31. Jhg. DEZEMBER 2022 Nr. 12 (409)

MASURISCHE STORCHENPOST



**Advent, Advent, ein Lichtlein brennt.
Erst ein, dann zwei, dann drei, dann vier,
dann steht das Christkind vor der Tür.**



Es naht wieder die Weihnachtszeit. Liebe, Träume und Leidenschaften stehen in diesem Jahr im Mittelpunkt des Weihnachtsfestes, denn wenn wir alle zusammenkommen, werden wir uns einige dieser Dinge gemeinsam erfüllen.

***FROHE WEIHNACHTEN
UND
EIN GUTES NEUES JAHR***

Theodor Storm

Das Weihnachtsfest

Vom Himmel bis in die tiefsten Klüfte
ein milder Stern hernieder lacht;
vom Tannenwalde steigen Düfte
und Kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,
das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken,
in märchenstillen Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich nieder,
anbetend, staunend muß ich stehn,
es sinkt auf meine Augenlider
ich fühls, ein Wunder ist geschehen

Theodor Fontane

Zum 24. Dezember

Noch einmal ein Weihnachtsfest,
Immer kleiner wird der Rest,
Aber nehm ich so die Summe,
Alles Grade, alles Krumme,
Alles Falsche, alles Rechte,
Alles Gute, alles Schlechte -
Rechnet sich aus all dem Braus
Doch ein richtig Leben heraus.
Und dies können ist das Beste
Wohl bei diesem Weihnachtsfeste.

<https://weihnachtsgedichte.de/klassiker/>

Stefan Pioskowik
Es weihnachtet schon kaum

Es weihnachtet schon kaum
Ausgeträumt wird der Traum
Er wird reduziert auf freie Tage
Immer kleiner wird die Nachfrage

Unserer scheinheiligen Welt
Dieses Modell sehr gefällt
Was betrifft das Angebot
Hier herrscht auch Not

Man versucht die Weihnachtstage zu brechen
Ihren Ursprung in uns ständig zu schwächen
Je mehr wir uns täglich auf Gott verlassen
Diese Welt wird uns noch mehr hassen

Sie findet dafür auch unter uns Mitstreiter
Solche Menschen sind falsche Begleiter
Ich suche die angeblichen Außenseiter
Gemeinsam können wir gehen weiter

Dezember 2020

Stefan Pioskowik

Dieser Abend war einst heilig

Dieser Abend war einst heilig
Jetzt sind es andere Zeiten freilich
Heute ist es nur ein jährliches Treffen
Großeltern Enkel Tanten Nichten Neffen

Der Abend dient gesellschaftlichen Zwecken
Die Festspeisen auf dem Tisch allen gut schmecken
Untern dem Tannenbaum warten schon digitale Geschenke
Auch führt man Tischgespräche und verkostet viele Getränke

Warum sitzen wir hier wieder
Im Fernsehen singt man Weihnachtslieder
Für das alles haben wir sehr viel Geld ausgegeben
Ein nächstes gelungenes Konsumfest in unserem Leben
Dezember 2020

Rainer Maria Rilke

Advent

Es treibt der Wind im Winterwalde
die Flockenherde wie ein Hirt
und manche Tanne ahnt wie balde
sie fromm und lichterheilig wird.
Und lauscht hinaus: den weißen Wegen
streckt sie die Zweige hin – bereit
und wehrt dem Wind und wächst entgegen
der einen Nacht der Herrlichkeit.

**Mit Dr. Gunnar Schellenberger
dem Präsidenten des Landtags von Sachsen-Anhalt
spricht Uwe Hahnkamp**

**Was bringt den Präsidenten des Landtags von Sachsen-Anhalt
in die Woiwodschaft Ermland-Masuren?**

Dr. Gunnar Schellenberger: Wir hatten mit Frau Generalkonsulin Cornelia Pieper vereinbart, uns wieder zu treffen. Wir hatten intensive Beziehungen zu Polen und wollen diese weiter vertiefen. Ich bin seit über einem Jahr Präsident des Landtages von Sachsen-Anhalt und habe einen sogenannten Länderabend eingeführt. Das erste Land für einen solchen Abend ist Armenien. Eine Idee für das zweite Land, mit dem wir das machen wollen, damit es nicht ein einmaliger Kulturaustausch, sondern intensiver wird, wäre aus mehreren Gründen die Region hier.

Welche Gründe?

GS: Zunächst einmal bin ich ein leidenschaftlicher Naturmensch, ich liebe Wasser, ich liebe Wälder und da bietet sich Ermland-Masuren wunderbar an. Zweitens bin ich der oberste Denkmalschützer in Deutschland, nämlich Präsident des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz. Die Region hier ist reich an Denkmälern, Platz 3 in Polen in der Dichte, und wir in Sachsen-Anhalt sind sogar auf Platz 1 in Deutschland. Ich finde, Kooperation ist genau, was wir brauchen: wir müssen diese Geschichte bewahren und wir müssen sie weitertragen. Deshalb ist mir hier wichtig, dass es auch die deutsche Geschichte betrifft, egal ob sie immer gut war, das ist eine andere Frage, aber ich muss zu meiner Geschichte stehen, sie

bewahren und weiter vermitteln. Ich bin nicht verantwortlich für das, was vor 150 Jahren passiert ist, aber ich habe die Verantwortung, diese Vermittlung weiter fortzusetzen.

ein guter Ansprechpartner...

GS: Ich finde gut, was hier passiert, und deshalb bin ich auf die Allensteiner Gesellschaft gekommen, weil ich finde, dass genau hier gelebt wird, was Tradition ist und was wichtig ist. Da liegt mir sehr daran. Weil ich fünf Jahre Kulturstatssekretär war, ist das mein Feld und für mich wie ein Heimspiel. Deshalb war die Begegnung in Allenstein so toll für mich, auch wenn sie so kurz, aber intensiv war. Ich bin noch so ein Handschlagsmensch, d.h. wenn ich meinen Handschlag gebe, ist das wie ein Dokument gemeint, das dreimal gesiegelt und viermal unterschrieben ist. Heute früh haben wir bereits weitere Dinge besprochen, Herr Fahland vom Generalkonsulat wird die Gesellschaft noch einmal besuchen und erste konkrete Ergebnisse von uns weitergeben. Danach ist es wie bei einem Fußballspiel: ich habe den Ball vor das gegnerische Tor gelegt und jetzt muss man ihn zurückschießen.

Es wird also weitere Kontakte geben. Sie hatten auch den kritischen Umgang mit Denkmälern thematisiert. Wie gehen Sie mit umstrittenen Kunstwerken um und haben Sie da auch ein konkretes Beispiel?

GS: Bei mir, nicht nur in Sachsen-Anhalt, sondern deutschlandweit habe ich als Präsident zwei Themen gesetzt. Das erste Thema ist „Denkmalschutz ist gleich Klimaschutz“ und das zweite Thema ist der Umgang mit kritischen Denkmälern. Ich finde nicht, dass es ein guter Umgang ist, das Denkmal wegzunehmen, wenn es einem

irgendwann nicht mehr passt. Die Situation vor ein paar hundert Jahren ist geblieben, man muss sich mit der Situation auseinandersetzen. Wir brauchen keine Denkmal- oder Bilderstürmerei, das halte ich für den falschen Weg. Konkretes Beispiel bei uns ist in Wittenberg die sogenannte „Judensau“ [Anm.: eine Skulptur an einer Kirche] aus Luthers Zeit, also über 500 Jahre alt, und wir diskutieren immer noch, ob sie dort oben bleiben soll oder nicht, es gibt sogar Gerichtsverfahren. Im Staat Israel haben wir Kultur- und Geschichtshistoriker, die mir schreiben „eines macht auf keinen Fall: dass die „Judensau“ runterkommt, denn es ist eine Demonstration davon, was vor 500 Jahren stattgefunden hat und damit sollte man sich auseinandersetzen und das für die Gegenwart interpretieren.“ Das ist die spannende Aufgabe: nicht das Denkmal vernichten, sondern sich mit dem Damaligen beschäftigen und daraus lernen.

Und was muss man sich unter dem Schlagwort „Denkmal-schutz ist Klimaschutz“ vorstellen?

GS: In der heutigen Zeit ist es schwierig, die Frage von Denkmälern auszuklammern. Eine sehr spannende Frage ist die Verwendung von Photovoltaik auf Denkmälern. Da man muss kritisch damit umgehen, aber das sind reversible Dinge, und wenn es das Denkmal nicht verschandelt, kann man mit so einer Situation im Moment leben. Die Entwicklung geht ja immer weiter. Ich werde niemals ein Denkmal mit einer Dämmschicht wie Styropor oder ähnlichem dämmen können, da müssen intelligentere Lösungen entwickelt werden, aber zum Glück sind wir als Menschheit dazu in der Lage, immerhin haben wir uns bereits ziemlich weit entwickelt.

Kamen Sie in der kurzen Zeit Ihres Besuchs dazu, etwas zu besichtigen? Wie könnten weitere Kontakte aussehen?

GS: Was Besichtigungen angeht, das war etwas zu knapp. Aber wir haben es geschafft, die Zusammenarbeit mit der Forstverwaltung etwas voranzubringen, wir haben erste Kontakte, die wir vertiefen werden. Ich werde diese Dinge dem Landtagsausschuss für Kultur und dem für Umwelt und Klima nahe legen, und ich glaube, dass sich einiges vertiefen wird. Die CDU-Fraktion hat sogar vor, im nächsten Jahr ihre Sommerklausur hier in der Gegend durchzuführen – vielleicht in Danzig, aber mit Ausflügen hierher. Das ist ein deutliches Zeichen, denn immerhin besteht die Fraktion aus 40 Leuten von 97 im Landtag, also ist das ein starkes Teil des Parlaments, das sich dafür entschieden hat.

Sie haben uns Hilfe im Bereich der kulturellen Kooperation und Unterstützung bei der Finanzierung der Tätigkeit angeboten. Was können wir für Sie tun?

GS: In Fragen der Umwelt, hier mit Ihren Parks und Wäldern – ich finde es eine ganz spannende Frage, wie man mit der Natur umgeht. Wir alle haben das Problem, das wir mit der Wasserressource etwas reduziert sind, und wie Sie in den letzten Jahren damit umgegangen sind, ist ziemlich spannend. Wir haben Schlösser und Parks, die 250 Jahre alt sind. Ich sage immer, es ist ein altes Gemälde und das muss ein bisschen restauriert werden; und wie man diese Restaurierung gut machen kann, da bin ich gespannt auf den Austausch mit Ihnen.

Dr. Jarosław Parfianowicz und seine Fotodokumentation ostpreußischer Schlösser und Gutshäuser

Von Grzegorz Supady

In Allenstein ist Dr. Jarosław Parfianowicz keine unbekannte Persönlichkeit, denn als Arzt arbeitete er mehr als ein halbes Jahrhundert lang in vielen örtlichen Krankenhäusern. Generationen von Patientinnen und Patienten diente er als Notarzt und Anästhesist mit seinem ärztlichen Fachwissen und seiner enormen Hilfsbereitschaft. Mehr noch: ihm eigens ist es zu verdanken, dass drei Intensivstationen und eine Notaufnahmestation am Wojewodschaftskrankenhaus sowie eine Notaufnahmestation am MSWiA-Krankenhaus überhaupt ins Leben gerufen werden konnten. Bis zu seiner Pensionierung stand er jederzeit an diesen medizinischen Einrichtungen zur Verfügung.

Zum Ausgleich gab sich der immer opferbereite Mediziner verschiedenen Beschäftigungen hin, die zum Repertoire eines jeden gebildeten Menschengehören: Musik hören, Bücher lesen, Wandern und Fotografieren. Letzteres Hobby umfasste verschiedene Motive, vornehmlich aber Architektur- und Naturdenkmäler.

Bis in den 1990er Jahren das Buch von Małgorzata Jackiewicz-Garniec und Mirosław Garniec *Palace i dwory dawnych Prus Wschodnich. Dobra utraczone czy ocalone? (Schlösser und Gutshäuser im ehemaligen Ostpreußen. Gerettetes oder verlorenes Kulturgut?)* erschienen war. Denn jener nahezu legendäre Bildband veranlasste Parfianowicz, seine eigene Bestandaufnahme von prächtigen Bauten, die einst bekannte Adelsfamilien in Ostpreußen

erbauen ließen, zu wagen. Daher begab er sich mit seiner Kamera in manch einen von Gott verlassenen Ort (wer weiß etwa, wo Rodehlen liegt?), um dort die jetzige Lage eines dort befindlichen Schlosses bzw. Gutshauses mit seinem früheren Zustand zu konfrontieren. Daraus entstand eine recht imposante Sammlung, deren Teil auf einer im November 2022 in der altstädtischen Wojewodschaftsbibliothek zu Allenstein veranstalteten Fotogrammaausstellung zu sehen war.

Aus diesem Anlass wurde Parfianowicz von der Rundfunkredakteurin Alicja Kulik, die für ihre empfehlenswerte Radiosendung „Małe ojczyzny“ (ungefähr: Meine Heimat) bekannt ist, zu einem Interview eingeladen(<https://radioolsztyn.pl/dawne-palace-i-dwory-na-warmii-i-mazurach-jaroslaw-a-parfianowicza/01667947>, Zugriff: 27.11.2022). Gefragt danach, ob das ostpreußische Kulturgut nach 1945 gut aufgehoben war, antwortete Parfianowicz eher gemäßigt. Laut seiner Aussage gebe es zwar gute Beispiele für eine mancherorts recht gelungen durchgeführte Sanierung der alten Substanz, viele wertvolle Baudenkmäler würden aber weiter verfallen oder sie seien inzwischen sogar schon und wieder dringlich verschwunden. Zu den guten Geistern, für die der Erhalt des alten Kulturguts wichtig vorkommt, gehören etwa Karolina Wajda, die dem Palast Groß Pötzdorf (Pacóltowo) seinen vorherigen Glanz zurückbrachte oder Stefan Hipp, ein bekannter Babynahrungshersteller, der sich vor gewisser Zeit ein kühnes Ziel setzte, die mächtige Schlossanlage in Schlodien (Gładysze) vor einem zu befürchteten Untergang zu retten. Leider könnte man auch Gegenbeispielen führen, wie es etwa das traurig anmutende Verkommen des Palastes in Bansen (Bęsia) ist. „Ich kannte das Objekt von früher, da ich seinerzeit in Röbel, einem Arbeitsort meines Vaters, der ebenfalls Arzt war, ge-

wohnt habe. Da war die Anlage in einem guten Zustand. Nachdem sie aber einen anderen Besitzer bekommen hat, verschlechtert sich ihr Aussehen zusehends“, so Parfianowicz.

Der Hobbyfotograf ist im Allgemeinen auf die Erhaltung der einstigen Kulturlandschaft des ehemaligen Ostpreußens sehr sensibilisiert. Mit Herz und Seele wuchs er in die Region hinein, obwohl es ein reiner Zufall war, dass er hierher verschlagen wurde. Geboren wurde er nämlich in Łódź, wo er auch mit „lauter Einsen“ das Studium an der dortigen Akademie für Medizin absolvierte. Nach dem Studium kehrte er aber nach Ermland und Masuren zurück, weil er sich schon damals dieser neuen Heimat verbunden fühlte. Besonders wichtig erscheint ihm heutzutage eine nachhaltige Entwicklung der Region. Daher sträubt er sich zum Beispiel vehement gegen eine extensive, leider immer wiedervorangetriebene Bebauung der Seeufer, wie es etwa am Wulping-See geschehen ist, oder gegen einen Raubbau in der Forstwirtschaft. Für ein krasses Beispiel der artiger Willkürhält er den teilweisen Kahlschlag eines Buchenwäldchens in der Nähe von Ganglau (Gąglawki).

Das Fokussieren seines Interesses auf die ermländisch-masurische Heimat bedeutet allerdings lange noch nicht, dass er sich nur auf die nächstgelegene Umgebung beschränkt. Auf seinem Facebook-Profil sowie in zahlreichen von der Allensteiner Ärztekammer herausgebrachten Bildbände sind schöne Bilder aus der Białowieża-Heide, Hinterpommern (u.a. Köslin und Stolp) oder aus dem mittelpolnischen Städtchen Łowicz zu bewundern. Darüber hinaus kann man dort verschiedene Fotoreportagen aus Skandinavien, dem Baltikum und dem Balkan bewundern. Parafianowicz' Herzensangelegenheit bleibt aber nach wie vor der südliche Teil des ehemaligen Ostpreußens.

Zbigniew Chojnowski:

Das Lesen guter Poesie liefert Energie, die man nirgendwo sonst gewinnt.

Ein Gedicht muss man auch ohne die Frage lesen können: was bedeutet das alles? ¹

POESIE IST NICHT VON DIESER WELT

mit **ZBIGNIEW CHOJNOWSKI** ²
spricht **ANDRZEJ JUCHNIEWICZ**

Seit Ihrem kritisch-literarischen Debüt im „Tygodnik Kulturalny“ sind vierzig Jahre vergangen. Helfen die Kenntnis der Geheimnisse der poetischen Werkstatt und das Schreiben über andere Poeten bei der künstlerischen Tätigkeit?

Ich habe lange vor diesem Debüt Spielreime verfasst. Meine erste Lyrik war *Drzewo*. Wie wichtig das Beherrschen der Werkstatt bei der künstlerischen Tätigkeit ist, habe ich von Schauspielern gelernt. Sie waren es, die mir bei den Vorbereitungen zu Rezitationswettbewerben erste Lektionen über die Anatomie eines Gedichts erteilt haben. Sie lehrten mich, dass man, bevor man einen Text ausspricht, seine Komposition kennenlernen, ihn verstehen, ihn verinnerlicht haben und ihn so sprechen muss, als hätte man selbst ihn geschrieben. Die Verbindung der Rollen eines Kenners der Literatur und ihres Schöpfers ist eine häufigere Erscheinung, als es den Menschen im Allgemeinen vorkommt. Ein Dichter und gleichzeitig ein Erforscher der Poesie zu sein, ist keine Schande... und nichts Dubioses. Es bringt wertvolle Ergebnisse. Als Beispiel

möge das zweiteilige Schaffen von Jacek Łukasiewicz, Stanisław Barańczak oder Edward Balcerzan dienen. Natürlich ist diese Zweigleisigkeit nicht immer möglich. Es hängt viel von der Prädisposition und dem Willen, sich differenzierten Bereichen der Sprache zu bedienen, ab. Es gibt so etwas wie die Fähigkeit, verschiedene Zustände der Empfindlichkeit einzustellen. Das Schreiben eines literaturwissenschaftlichen Artikels erfordert ganz andere Kompetenzen, Assoziationswege als das In-Worte-Fassen von intimen Erregungen der Vorstellungskraft, der Erinnerung, des Gewissens, der Gefühle und der Sinne. In Ihrer Frage verbirgt sich ein gewisses Vorurteil, dass jemand, wenn er fremde Gedichte liest, über sie nachdenkt, sich der Lektüre interpretatorischer Skizzen hingibt, in seinen poetischen Versuchen keine Chance hat, Originalität zu erreichen – er sich des schöpferischen Instinkts beraubt. Er sich zur Nachahmung verurteilt. Nicht schafft, sondern Schaffen imitiert. Als ich Schüler im Lyzeum war, riet mir eine lokale Poesie-Kanone entschieden davon ab: „Lies nicht die anderen!“ Ich habe nicht gehorcht. Meiner Meinung nach sind Poeten nicht nur Liebhaber ihrer eigenen Poesie. Als ich gegen Ende der siebziger Jahre Polonistik in Erwägung zog, verbreitete sich die Ansicht, dass man, wenn man vom Schicksal eines Dichters, Schriftstellers oder Literaturkritikers träumt, polnische Philologie abschließen sollte. In der Praxis bedeutete das, dass man nach Abschluss des Studiums so oder so Lehrer wird. Daher war meine erste Wahl das Schauspielstudium. Zum Glück kam ich nicht an die Staatliche Theaterhochschule in Krakau. In meinem Prüfungsrepertoire gab es ein Sonett von Juliusz Słowacki, das mit den Worten „wenn die tiefe Nacht alles einschlafen und verstummen lässt“ beginnt und mit dem Zweizeiler über den

Glauben daran „dass ein Gebet im Himmel wie ein Engel etwas aushebt / und manchmal ein Samenkorn des Geistes hineinwirft und es entzündet“ endet. Ich bereitete auch ein Fragment des *Palac* von Wiesław Myśliwski vor. Darin ist die Rede von einem bauerlichen Helden. Es kommt ihm so vor, als spiele er Klavier. Er dachte, dass es ausreicht, mit den Händen in die Tasten zu hauen.

Kann ein Literaturkritiker einen privaten Kanon der Poesie und der Prosa haben? Ein Kritiker arbeitet laufend an seinem privaten literarischen Kanon, und nimmt gleichzeitig am Schaffen eines Kanons in einer gemeinschaftlichen Dimension teil. Einerseits beschreibt und problematisiert er seine Empfindungen bei der Lektüre nach den Werten, zu denen er sich selbst bekennt, und andererseits nimmt er an dem ununterbrochenen Aufbau einer Hierarchie von Werken durch viele Menschen teil. Während des Lesens spielen unsere Subjektivität und Spontanität mit der Objektivität (zumindest nach eigener Überzeugung) unserer Überzeugungen, Glauben, Faszinationen und Bewertungen zusammen.

Glauben Sie, dass gegenüber Literatur Strenge und Rücksichtslosigkeit angebracht sind? Jedem Autor dafür auf die Schulter zu klopfen, dass er ein Buch geschrieben hat, wäre unmoralisch. Strenge und rücksichtslose Noten zu geben, ist pathogen. Über schlechte und schwache Texte sollte man besser schweigen. Es könnte aber irgendwie geschehen, dass es unausweichlich ist, in ihrer Angelegenheit das Wort zu ergreifen. Einen Kritiker als jemanden hinzustellen, der besser weiß, wie über das eine oder andere Thema zu schreiben ist, ist unangebracht. Kritiker, wenn Du

es kannst, mach es selber. Mich interessiert, ob ein Dichter oder Schriftsteller eine glaubwürdige und wahrscheinliche, schlüssige und komplette, künstlerisch und ethisch konsequente Welt geschaffen hat. Ich überlege mir, wie ich sie empfinde und verstehe. Ich versuche zu benennen, was sie in mir weckt, was sie meiner Betrachtung der Wirklichkeit, der Sprache vorschlägt, was sie meiner Vorstellungskraft einflüstert, welche Art von Erfahrungen sie in den gesellschaftlichen Umlauf einbringt. Nach wie vor zählen die Macht des Geschmacks, Empathie und Ethik.

Die Poesie führt eine heimliche Existenz. Wie überzeugt man Menschen von der Poesie?

Irgendwie scheint mir, dass der Lektürenzwang nicht das Problem des Lesens von Poesie löst. Vielleicht ist die Quelle ihrer Kraft ihr Nischendasein. In Polen greifen von den Personen, die erklären, dass sie Bücher lesen, 6-7% nach Poesie – in Frankreich sind es 21%. Meiner Meinung nach steht es um die Popularisierung der Poesie nicht gar so schlecht, sondern doch zu den zahlreichen Poesiewettbewerben in unserem Land Menschen Gedichte. Ich selbst organisiere seit elf Jahren mit Erfolg für Jugendliche den Literaturwettbewerb „Um das Schilfrohr von Kortau“ und jedes Jahr fließen Anmeldungen aus vielen Orten in Ermland und Masuren ein. In Polen kommen jährlich mehrere hundert poetische Bände heraus. Da drängt sich die Frage auf: gibt es mehr Leser oder mehr Verfasser von Gedichten? Wie gewöhnlich wirkt das persönliche Vorbild am besten. Wenn andere sehen, dass du Gedichte liest oder schreibst, mit Leidenschaft von ihnen sprichst, interessieren sie sich vielleicht für Poesie. Ich würde auch die

Form der Treffen mit Dichtern ändern. Sie könnten so stattfinden wie in einem gewissen Dorf in Masuren. Die Teilnehmer lasen die Gedichte des Poeten, er saß neben ihnen und las auch. Es entwickelte sich eine kleine Gemeinschaft, die auf die Poesie konzentriert war. Und das war's.

Welche Merkmale sollte ein Leser von Poesie in sich herausarbeiten, um über sie so etwas sagen zu können wie „Was in Dir erklingt wie im Wald“?

Jeder liest, wie es ihm passt. Poesie braucht Neugier und Konzentration, Sensibilität für die Flüchtigkeit dessen, was uns geschieht. Einen Menschen bilden die Echos der erlebten Ereignisse. Unter uns leben ihre ehrlichen Liebhaber und Leser mit Ambitionen. Sie alle sind in der Lage, einem Gedicht ein Teilchen ihrer selbst und eigenes Verständnis zu geben. Sie sehnen sich nach Selbsterkenntnis, die Bildung der Sinne, Teilhabe an der Welt des Geistes. Sie streben nach der Verstärkung des Bewusstseins ihrer Existenz – manchmal bis an der Grenze des Beschreibbaren. Poesie erkennen wir an ihren Früchten, also daran, was der Leser unter ihrem Einfluss fühlt, denkt und macht.

In Ihren frühen Gedichten wird die Erfahrung des Schwindens, Vergehens und Todes sichtbar. Erlaubt die Poesie die Angst vor dem Sterben zu zähmen? Ist sie eine meditative Übung?

Eine meiner ersten existenziellen Aufklärungen war die Lähmung durch den Gedanken, dass irgendwann einmal meine Eltern ster-

ben und ich sie danach niemals wiedersehe. In einer kindlichen Reaktion verteidigte ich mich gegen die verzweifelt grenzenlose Vereinsamung mit einem inbrünstigen Gebet. Die Bitte zu Gott, anstatt ihnen mich in den Abgrund des Nichts zu nehmen, brachte Erleichterung. Aus den Fängen der Angst befreite mich damals auch die Lektüre des Geschichtslehrbuchs und des Neuen Testaments. Als Schüler der Grundschule las ich die Romane von Stanisław Lem. Ich habe nicht viel von ihnen verstanden, aber sie beruhigten. Heute denke ich, dass Lem seine Angst vor dem Sterben gezähmt hat, indem er phantastisch-wissenschaftliche Prosa geschrieben hat. Seine autobiographische Quelle ist uns heute bekannt. In meinem Dorf am Spirdingsee, in dem ich bis zum vierzehnten Lebensjahr wohnte, war der Tod der Menschen aus der Nachbarschaft, kleiner Kinder, Kolleginnen, Kollegen, Erwachsenen mehr als genug sichtbar. An den Beerdigungen nahm der größere Teil der Dorfgemeinschaft teil. Jeder Tod überrascht, aber mit der Zeit entsetzt er immer weniger. Ja, Poesie ist sowohl eine Form, mit dem Vergehen unserer Nächsten, Bekannten, des eigenen Ichs und der darin angesiedelten Welt zurechtzukommen, als auch eine Meditation, die ein Versuch des Auswegs hin zu einer unsterblichen Perspektive ist. Dem dienen, obwohl nicht nur dem, wie die Gelehrten sagen, sprachliche Konzepte, die in meiner Absicht mehr sind als Wortspiele. Indem ich die Energie der Sprache komprimiere, organisiere ich im Text Punkte der Konzentration, Stationen, „Hindernisse“ für einen geistig-intellektuellen Absprung in eine Welt über der Welt. Zu diesem Thema habe ich bei Norwid gelernt, der mahnte, dass das, was in Eile gelesen wird, verschwindet. Die Stellen in einem Gedicht, die als Komplikation, als unverständliches Rätsel aufgefasst werden, entstehen in

dem Wunsch, die Inhalte meiner Erfahrungen so genau wie möglich auszudrücken, was nicht bedeutet... leicht zugänglich. (...)

(Aus dem Polnischen von Uwe Hahnkamp)

1. Maciej Woźniak, Skrywając się za słowami. O „Tarczach z pajęczyny” Zbigniewa Chojnowskiego, „Nowy Napis Co Tydzień”, 2022, Nr. 177

2. Maciej Woźniak, Sich hinter Worten verstecken. Über „Schutzschilder aus Spinnweben“ von Zbigniew Chojnowski, „Jede Woche eine neue Aufschrift“, 2022, Nr. 177)

2. Herausgeber:

<https://noweksiazki.com.pl/pl/wywiad/chojnowski-11-2022>

Rosi und ihre Omi

Von Irmgard Irro

Rosis Omi war eine Omi wie aus dem Bilderbuch. Alles an ihr war fein: sie hatte einen wohlgeformten Kopf, große graue Augen, eine schmale gerade Nase, einen leicht geschwungenen Mund und schulterlange, glatte, graue Haare. Gerne schaute ihr Rosi zu, wenn sie sich am Morgen frisierte. Zuerst bürstete sie sorgfältig ihre Haare nach unten durch und dann nach oben zum Wirbel. Dann formte sie die Haare geschickt zu einem gedrehten Strang. Diesen wickelte sie dann zu einer Art Nestchen, welches durch viele schwarze Haarnadeln zusammengehalten wurde. Am Abend, bevor Omi ins Bett ging, nahm sie alle Haarnadeln wieder heraus und kämmte ihre Haare noch einmal durch.

Rosi, Max und Omi gingen gewöhnlich gleichzeitig zu Bett. Bevor Omi sich aber niederlegte, kniete sie sich vor ihrem Bett auf den Boden, stützte sich mit ihren Ellenbogen auf den Strohsack, legte ihr Gesicht in die gefalteten Hände und betete. Manchmal dauerte dies sehr lange. So lange, dass Rosi und Maxi auf Zehenspitzen an sie heranschlichen, um zu sehen, ob Omi vielleicht schon eingeschlafen war. Dies war aber nicht so; sie war so versunken in ihr Gebet, dass sie nichts hörte und nichts sah. Dann spürte Rosi, dass ihre Omi wohl ein Geheimnis verbarg. Sie hatte sie schon ein paar Mal danach gefragt, bekam aber immer nur als Antwort: „Cicho!“ „Rosi kannte dieses masurische Wort und wusste, dass es „Ruhe“ oder „Still!“ hieß. Wenn Omi dann im Bett lag, sang sie hingebungsvoll mit ihrer hohen zitterigen Stimme alle Strophen des Liedes „Müde bin ich geh zur

Ruh, schließe eine Augen zu ...“ Die letzte Strophe jedoch hörte Rosi nie, denn da war sie schon eingeschlafen.

Eines Abends aber ging Omi nach dem Beten nicht ins Bett. „Ich muss mit eurer Mutter in der Küche noch etwas tun“, erklärte sie Rosi und Max. Am Morgen danach wurde Rosi durch einen ungewohnten Lärm geweckt. Sie sprang aus dem Bett und schlich leise die Treppe hinunter in Richtung Küche. Als sie eintrat, erschrak sie furchterlich, denn plötzlich stand sie zwei großen Polizisten in grüner Uniform gegenüber. Diese durchsuchten dann im Beisein der Mutter und der Omi das ganze Haus. Danach gingen sie nach draußen und schauten in jeden Winkel des Hofes. Sie fanden aber nichts und fuhren schließlich in ihrem Polizeiauto wieder weg. Verschreckt fragte Rosi: „Omi, was haben denn die Polizisten gesucht?“ „Sie haben ein totes Reh gesucht“ antwortete Omi. Rosi war ganz verwundert und wiederholte ungläubig: „Ein totes Reh? Rehe sind doch im Wald und nicht bei uns im Haus oder auf dem Hof.“ Omi gab aber darauf keine Antwort. Dies war ungewöhnlich. Wollte Omi vielleicht nichts erzählen? Sie bohrte weiter. „Gell, Omi, die Polizisten sind dumm?“ Jetzt antwortete Omi in ungeduldigem Ton: „Polizisten sind nicht dumm! Das Reh ist gestern Abend von einem Zug angefahren worden, und der Zugführer hat diesen Unfall der Polizei gemeldet. Und da deine Mutter am Abend die Petroleumlampen in den Fahrsignalen anzündet, haben die Polizisten gedacht, deine Mutter hatte das Reh gefunden und mit nach Hause genommen. Das sei nämlich unter Strafe verboten.“ Dies leuchtete Rosi ein und sie stellte fest: „Gut, dass Mama das nicht gemacht hat, sonst würde sie ja noch ins Gefängnis kommen.“ Da sagte Omi nichts darauf.

Ein paar Tage später half Rosi der Omi den Tisch für das Abendbrot zu decken. „Rosi, komm mit mir in den Keller, ich muss noch ein Glas Eingemachtes holen“ forderte Omi sie auf. Als sie eines von den vielen Gläsern aus dem Regal nahm, staunte Rosi. „Omi, soviel Eingemachtes haben wir! Was ist denn da drin?“ „Da ist Fleisch drin. Das haben deine Mutter und ich vor kurzem eingekocht“, erklärte Omi. „War das da, wo ihr die ganze Nacht in der Küche gearbeitet habt?“ fragte Rosi neugierig. „Cicho“, sagte die Omi.

Die Tage auf dem Sache gingen ruhig dahin. Die Omi hatte viel in der Küche zu tun. Ihr Arbeitstag begann schon um fünf Uhr morgens. Jegliches Wasser, das sie brauchte, musste sie mit dem Eimer vom Brunnen im Hof holen. Dann musste sie die Asche und den Ruß aus dem Herd kehren, bevor sie ihn anheizen konnte. Dazu brauchte sie Holzspäne, die sie regelmäßig auf Vorrat von größeren Holzscheiten mit einer Axt abschlug. Nach dem Anheizen konnte sie sich an das Zubereiten des Frühstücks machen. Dieses bestand aus einer großen Kanne Malzkaffee, und mit Schweineschmalz oder mit Butter und selbst gemachter Marmelade bestrichenen Brotscheiben. Während Andi mit den Eltern frühstückte, richtete die Omi für alle noch mal Brote mit Schmelzkäse oder manchmal Wurst her, die dann zur Arbeit oder in die Schule mitgenommen wurden. Um kurz vor sieben kamen Rosi und Max mit dem Frühstück dran. Für sie gab es frische Kuhmilch und Marmeladebrote. Wenn alle morgendliche Arbeit getan war, konnte auch Omi endlich in Ruhe frühstücken.

Die Zubereitung des Mittagessens war auch mit viel Arbeit verbunden. Unter der Woche gab es kein Fleisch, sondern höchstens mal

einen Brathering mit Salzkartoffel. Ansonsten gab es viel Gemüse, welches geputzt und zerkleinert werden musste oder Kartoffelgerichte. Immerhin wollten sechs Personen satt werden. Nach dem Mittagessen wurde die Küche aufgeräumt. Am Nachmittag hatte die Omi Zeit für Flick- und Bügelarbeiten. Allmählich wurde es Zeit, an das Abendessen zu denken. Dieses bestand aus den Resten vom Mittagessen und manchmal zusätzlich noch einer Einbrennsuppe mit eingebrocktem Brot.

An den Sonntagen nahm sich Omi Zeit für sich selbst. Sie setzte sich in eine ruhige Ecke, wo sie ungestört war. Dann nahm sie ihr Gesangbuch zur Hand und sang so viele Kirchenlieder, bis ihre Stimme ganz heiser klang. Rosi saß meist zu ihren Füßen und hörte ihr andächtig zu. Dabei kam ihr ihre andere Großmutter in den Sinn. Diese hatte ja den Großvater, Omi aber hatte keinen Mann. Warum? Kaum hatte Omi ihr Lied beendet, platzte es aus Rosi heraus: „Omi, warum hast du keinen Mann? Die Großmutter hat den Großvater, die Mama hat den Papa, wo aber ist der Großvater, der zu dir gehört?“

Omi schwieg lange. Dann begann sie leise zu sprechen: „Dein Großvater ist schon vor längerer Zeit in unserer Heimat Ostpreußen gestorben. Ich war dort sehr glücklich mit ihm und meiner Familie.“ Rosi sah sie fragend an: „Und woran ist der Großvater gestorben?“ Omi seufzte. „Wir haben in Frieden gelebt, dann aber kam der Krieg. Als die Russen vor unserem Dorf standen, flüchteten wir alle. Die Soldaten brannten viele Häuser nieder, auch unser schönes altes, masurisches Holzhaus mit dem Strohdach. Als wir wieder zurückkamen und Großvater dies sah, brach es ihm das

Herz und er starb bald darauf. Ich blieb noch einige Zeit in unserem Dorf, kam aber schließlich zu eurer Mutter und seitdem lebe ich bei euch.“

„Und wo liegt Großvater begraben?“ fragte Rosi neugierig. „Er ist in meiner Heimat begraben“, erklärte Omi. „Aber auf seinem Grab blühen keine Blumen, weil ich es nicht besuchen kann.“ „Und warum kannst du es nicht besuchen?“ fragte Rosi weiter. Omi wandte ihren Blick in die Ferne. Da erinnerte sich Rosi: ihre Mutter hatte ihr schon einmal erklärt, dass sie dort - ganz weit weg - geboren wurde und gelebt hatte, bis der Papa kam und sie heiratete.

Omi schwieg noch eine Weile und fuhr dann fort: „Das Land ist so weit weg und man kann nicht dorthin reisen, da es jetzt polnisch und nicht mehr deutsch ist. Es war so schön in meinem Heimatland! Unser Dorf lag inmitten eines großen Waldgebietes. Die Bäume waren dort nicht Fichten und Tannen wie hier, sondern Föhren und Birken. Der Boden war sandig und der Himmel hing ganz tief.“ „Ach Omi, ich finde es schön, dass du bei uns bist“, sagte Rosi und gab ihr einen Kuss auf die Wange.

Aus dem neuen Buch von Irmgard Irro: „Bayerische Kurzgeschichten“

Reicher als man denkt

Von Engelbert Miś

Schlesisch-Oppelner Traditionen sind ein ganzjähriges Phänomen im Feiertagskalender. Als ich mich daran machte, diesen Text zu schreiben, las ich unerwartet eine Äußerung des Marschalls von Niederschlesien, der aus heiterem Himmel ohne Angabe von Beweisen in der lokalen Ausgabe der „Gazeta Wyborcza“ mitteilte, dass „Niederschlesien soeben seine eigene Identität gewonnen hat“: „Jeder ist irgendwoher. Niemand misst sich daran, seit wie vielen Generationen seine Familie hier wohnt, denn wir alle haben mehr oder weniger gleichzeitig begonnen“, behauptete der Marschall. Auf die Frage, ob die Niederschlesier schon eine Bürgergesellschaft sind, wollte der Marschall nicht antworten. Er konnte so gut wie nichts über die Traditionen der jetzigen Einwohner von Niederschlesien sagen.

Wie ist es demnach um diese Identität und diese Traditionen in den so genannten Westlichen Gebieten bestellt? Für die ober-schlesischen und besonders die Oppelner Identität und Bräuche muss sich niemand einsetzen. Sie sind seit Jahrhunderten und seit Generationen tief in der Tradition verankert. Wir können von Vielfachtraditionen sprechen, von vielen Sprachen, derer sich die Einwohner bedienen, auch über einige sich seit einem Jahrhundert vermischende Kulturen. Immer schon hat man sich in Oberschlesien, vor allem im Oppelner Schlesien in verschiedenen Mundarten verständigt, in Alt- und Jungpolnisch, in Deutsch und in den Grenzgebieten im tschechisch-polnisch-deutschen und im mährisch-polnisch-deutschen Dialekt. Schlesier waren schon

immer gebildete Menschen. Seit dem Jahr 1757 hatten wir eine achtklassige Grundschule in deutscher und polnischer Sprache. Der Rektor (der Schulleiter) war verpflichtet, begabtere Absolventen an Berufsschulen zu schicken. In den letzten Jahrzehnten notieren wir eine Rückkehr zur Verständigung in den schlesischen Mundarten auf den Straßen und in den Betrieben. Das betrifft auch Menschen mit höherer Ausbildung, was vor 1990 nicht der Fall gewesen war.

Traditionen

Der Zeitraum nach der Ernte ist für die Einwohner mit deutscher Herkunft das an Ereignissen reiche Erntedankfest. In den Kirchen singt man „Herr, aus Deinen Händen leben wir, obwohl wir mit unseren arbeiten“. Weniger Wohlhabende erhalten die unter den Erntedankaltären niedergelegten Spenden aus Ernte und Gärten. Eine Kommission bewertet die von den Landfrauen aus Getreide, Gemüse und Obst gestalteten majestätischen Erntekronen. Ein durch das Oppelner Land fahrender Chronist notiert bei anderen „żniwniok“ und bei noch anderen „dożynki“.

Am 30. November kommt St. Andreas zu den Kindern. Die Jungen bekommen obligatorisch „die Rute“, d.h. ein wenig auf den Hintern für ihre Unartigkeit, na, und symbolische Andenken. Die Mädchen erinnert St. Andreas daran, dass sie, wenn sie sich besser als bisher benehmen würden, von St. Nikolaus etwas Größeres bekommen würden. Ältere Mädchen werfen an St. Andreas mit den Schuhen in Richtung Tür. Wenn der Schuh mit der Spitze in Richtung Tür fällt, hat die junge Frau die Chance zu heiraten. Wenn er andersherum fällt – mit der Sohle zur Tür – wird sie in nächster Zeit nicht heiraten.

In der Adventszeit arbeiten meistens Frauen und Kinder hart, sagte immer meine Oma. Die Frauen beginnen neben den normalen verpflichtenden Verrichtungen für die Feiertage verschieden Arten Pfefferkuchen, vor allem klebrige mit Zuckerrübensirup, und Spritzkuchen zu backen. Die Kindern müssen obligatorisch zur morgendlichen Rorate in die Kirche gehen, aber nur die Jungen legen nach der Messe zwanzig Zentimeter lange Strohhalme in einen großen Korb, mit denen sich das Dach der weihnachtlichen Scheune (der Krippe) decken. Diejenigen, die sich täglich vor dem Schulunterricht mit einem Strohalm in der Kirche melden, bekommen vom Pfarrer einen Preis. Die Mädchen belohnt der Pfarrer höchstens mit einem guten Wort.

Eine Woche vor Heiligabend beginnt in den schlesischen Dörfern und kleinen Städten der große Putz. Je größer der Haushalt, desto mehr Arbeit. Alles muss gescheuert, gefegt und aufgeräumt sein. In Ortschaften mit zugewanderter Bevölkerung ist ein solches allgemeines Putzen nicht zu sehen.

Heiligabend

Es ist ein heiliger Tag, alle Streitigkeiten schweigen, die Hausbewohner sind festlich gekleidet, der Christbaum funkelt. Die älteste Person beginnt die Feier mit einem Gebet, erinnert an alle Nächsten, die aus dem Leben gegangen sind, und wünscht den Lebenden Gesundheit. Auf einem weißen Tischtuch (bei den deutschen Schlesiern ohne Stroh darunter) zwei Arten Fisch, eine Pilzsuppe mit den obligatorischen „harynki“ (Heringen), „makówka“ (Mohnklöße) und Kompott aus Dörrobst. Für die Kinder beginnt das Fest mit feierlichem Glöckchenläuten und dem Einzug von Maria und

St. Josef ins Haus. Gaben erhalten alle Hausbewohner, aber am meisten sollen sich die Kinder über die Geburt des Herrn freuen. Ihnen erzählten Oma und Opa viel von Bethlehem, „Stille Nacht, heilige Nacht“, wir beginnen Weihnachtslieder und -gedichte sowie Hirtenlieder zu singen. Jemand summt „Transeamus“.

Schon um 23 Uhr gehen alle Erwachsenen in die Hirtenmesse. In dieser einzigen Nacht sind die Kirchen voll, obwohl in einigen schlesischen Gemeinden zu den sonntäglichen Messen weniger als fünf Prozent der in den Verzeichnissen der Gläubigen eingetragenen Personen gehen. An Weihnachten gehen die Hausbewohner zu niemandem zu Besuch, dafür beginnen an St. Stefan wahre Völkerwanderungen, also gegenseitige Besuche, verschiedene familiäre und nicht-familiäre Treffen. Und natürlich auch Tanzvergnügungen mit ihrem Höhepunkt an Silvester und Neujahr.

Voller Anmut ist Neujahr. Die Wünsche nehmen kein Ende. „Gesundheit, Brot, Himmel, Kohle, Holz und Geld, viel hat jeder nötig“. Na, und natürlich noch Liebe. Die Kinder wandern mit ihren Wünschen zu allen, die sie aufnehmen. Von den Nächsten aus der Familie bekommen sie für das Wünschen am meisten Geld. Die Kinder unternehmungslustiger Eltern – schließlich ist Karneval – kümmern sich um die Großeltern, die auf dem Altenteil wohnen. Die Form des Wohnens für die Eltern bei den von ihren Kindern gebauten Häusern, anders gesagt Austrag oder Altenteil, ist ins Oppelner Schlesien zurückgekehrt. Vor dem Krieg mussten die Kinder von Amts wegen ihren Großeltern eine bestimmte Menge Essen und Getreide geben. Jetzt kehrt dieser gute Brauch zurück, obwohl Landwirte ihre Rente haben.

Erbe

Zum nicht-materiellen Erbe gehören das Aussäen von Herzen und Kreuzen auf den Frühlingsfeldern. Zu jenen Feldern wandern am zweiten Osterfeiertag farbenfrohe Pferdeprozessionen mit dem Segen des an der Prozession teilnehmenden Pfarrers. In der Zeit des Fasten und vor Ostern, treffen sich die Frauen, damit er nicht traurig ist, in den Häusern beim Rupfen der Federn der weiterhin gezüchteten Gänse. Das Federschleießen dauert im Allgemeinen eine Woche, alle Nachbarinnen und Nachbarn werden schlecht gemacht. Ein Mädchen, das heiraten will, muss in ihrer Mitgift vor der Hochzeit von ihrer Mutter zwei Federbetten, zwei große Kopfkissen, sowie zwei mittelgroße und zwei kleine Kissen aus jenen Federn bekommen. Das ist bereits materielles Erbe, ähnlich wie das Ausstatten von Junggesellen durch ihre Väter vor der Hochzeit mit handlicher Ausrüstung zur Reparatur jeglicher technischer Einrichtungen in Haus und Hof.

Den Reichtum anderer schlesischer Traditionen, Sitten und Bräuche sowie familiäre und religiöse Feste beschreibe ich möglicherweise in einem anderen Text.

Ich war und bin eine Danzigerin

Von Nelly Marianne Wannow

Teil 2

Eines Tages suchte ich in meinem kleinen Weltatlas, der übrigens der einzige im Lager war, viele der genannten Gegenden auf. Ich konnte mich dabei davon überzeugen, daß diese Menschen hauptsächlich aus allen Teilen Ost- und Westpreußens stammten.

Am Abend war unser Klassenzimmer, das die Nummer 15 hatte, voll belegt. Von der Decke hingen zwei weiße Lampen herab. Ihr grelles Licht fiel auf unsere Lagerstätten. Allmählich lernten sich alle kennen. Die Flüchtlinge sprachen über ihr Schicksal, über ihre Angehörigen, die nicht hier waren.

In der rechten Fensterecke hatte sich eine Frau mit ihren fünf Kindern eingerichtet. Sie war klein und dick und sah aus, als wenn sie etwa 35 Jahre alt war. Das Jüngste der Kinder, ein Junge, lag in seinem Kinderwagen in der Nähe unseres Reichs. Der Wagen war immer mit einer weißen Mullwindel verhängt weil der kleine Junge meistens schlief. Das älteste Kind war ein schon halb Erwachsener von etwa 15 Jahren. Sie hatten auch drei Mädchen: Die 13-jährige Margot kümmerte sich während der ganzen Zeit des Aufenthalts in Kopenhagen um die ganze Familie. Ich erfuhr, daß es die Familie Hildebrandt war und daß ihr Vater bei der Schichau-Werft arbeitete und mit den anderen Männern an Bord des Schiffes MARS geblieben war. In Danzig wohnten sie in Stolzenberg in einem zweistöckigen Mehrfamilienhaus, wie die meisten Familien der Werftarbeiter. Ihre jüngere 9-Jährige Schwester mit blondem Haar könnte meine Spielgefährtin werden, während das fünfjährige Mädchen hierfür sicherlich nicht in Betracht kam. Während

der Zeit unseres Aufenthaltes in diesem ersten Lager waren sie diejenigen, die am meisten zum Hafen gingen. Zuerst sprachen sie dort mit den deutschen Soldaten, später besuchten sie dort die Kapitäne der kleinen Schiffe. Sie suchten nach einer Gelegenheit, nach Deutschland abzureisen.

In der geräumigen Ecke ohne Fenster, die uns schräg gegenüber lag, hatte sich Familie Magierowski, die aus Ohra stammte, mit drei Kindern angesiedelt. Die Mutter, eine blaß aussehende Frau, hatte in Danzig eine kleine Gärtnerei, die sie mit ihrem Mann, der jetzt an der Front kämpfte, führte. Ihre beiden 14jährigen Söhne waren Zwillinge, aber sie unterschieden sich sehr: der Kräftigere von ihnen, Gerhard, wollte später Gärtner werden, wie sein Vater; der Schwächere, Günther, war seiner Mutter sehr ähnlich; er war immer etwas nachdenklich und konnte gut malen. Als ich ihn kennenlernte, zeichnete er in dem Zeichenblock, den er mitgebracht hatte, an einer Waldlandschaft. Einmal sagte er mir vertraulich, daß er beabsichtige, einen röhrenden Rothirsch an einer Waldlichtung zu zeichnen. Mich interessierte vor allem ihre Schwester Ingrid. Sie war in meinem Alter und hatte lockiges Haar, das ihr über das blasse Gesichtchen und die immer leicht geröteten Augen herabfiel.

Nach Kopenhagen war mit demselben Schiff auch die Schwägerin der Gärtnerfrau mit ihren Kindern gekommen. Aber diese Familie - es war die Familie Kuschel - wohnte in Zimmer 17. Ich kannte sie alle, weil sie oft ihre Verwandten in unserem Klassenzimmer besuchten. In Danzig wohnten sie in Ohra. Der Mann dieser Frau kämpfte an der Front. Sie hatte drei Kinder: die 16-jährige Christel war brünett mit schönemwelligem Haar; die etwas voller als ihre Schwester wirkende 14jährige Irmgard wurde mit der Kurz-

form Irrochen genannt. Der Jüngste, Werner, war 9 Jahre alt.

An der Wand zwischen diesen beiden Ecken haben sich - uns gegenüber - zwei Familien aus Ostpreußen eingerichtet. Ihre Lagerstätten sind schmal, sie haben nur wenig Platz. Wenn keine Mahlzeiten ausgegeben wurden, belegten sie auch den gemeinsamen Stubentisch und die vor ihm stehende Schulbank. Eine dieser Familien kam aus dem Samland, wo sie eine kleine Landwirtschaft besaß. Der Vater der Familie war mit einem Treck übers Haff und dann auf Umwegen zum Danziger Hafen gekommen. Sowohl er als auch seine Frau waren schon ältere Leute. Sie hatten zwei Töchter im Alter von sechzehn und neun Jahren. Sie konnten von dem, was sie auf ihrem Planwagen von zu Hause mitgenommen hatten, nicht viel retten; hauptsächlich war da nur noch ein Marmeladeneimer mit Schmalz.

Neben ihnen war eine Frau mit drei Kindern untergebracht. Sie kamen aus Lötzen in Masuren. Die Mutter trug Zöpfe, die sie um den Kopf herumgelegt hatte. Sie sprach immer wieder davon, wie sehr sie ihren Mann vermisste, der, obwohl er schon alt war, zum Volkssturm eingezogen wurde. Am meisten gefiel mir ihre Tochter, die große schlanke Margarete. Ihre Mutter nannte sie Gretchen. Gleich nachdem sie sich in ihrem Lager etwas zurecht gefunden hatte, machte sich Gretchen daran, aus Resten eines Strohsacks eine Art Sackkittel für das siebenjährige Brüderchen Gerhard zu nähen. Irgendwo unterwegs musste er wohl Läuse aufgelesen haben; denn sein Kopf war ganz kahl geschoren. In seinem hellbraunen Sackkittel sah er mit seinem nur spärlich nachwachsenden Haar wie ein kleiner Russenjunge aus. Die Mutter und Gretchen kümmerten sich sehr um Gerhard, den sie sehr lieb hatten, und fütterten ihn auch übers Maß. So hatte der Junge

an seinem Mündchen immer noch einige Reste von dem, was er gerade gegessen hatte.

Das Lager neben uns an der Wand, in der Mitte des Klassenzimmers belegte eine noch junge Frau mit zwei Kindern: ein 8-jähriger Junge und ein etwas jüngeres Mädchen. Ihr Mann war auch irgendwo an der Front. Sie wohnten in der Danziger Niederung, auf dem Lande. Sie hatten viel Gepäck mitgebracht. Mich interessierte ein großes verschnürtes Bündel, das die Frau am Tage in die Ecke hinter der Tür gestellt hatte - dorthin, wo Strohbesen und Eimer mit Wischlappen standen. Erst am späten Abend als alle sich schlafen legten und behelfsmäßig mit Mänteln und, falls vorhanden, Wolldecken zudeckten, tauchten aus dem Bündel hinter der Tür plötzlich Federbetten und Kopfkissen auf. Die Frau bezog sie mit blütenweißen Bezügen. Das waren die einzigen Federbetten, die ich in der ganzen Zeit des Aufenthalts im Lager gesehen habe! Am nächsten Morgen entdeckten wir im Kellergeschoß das Chemie-Zimmer der Schule. Die Frauen stürzten sich sogleich auf die Bunsenbrenner. Sie stellten die am Vortage empfangenen hellblauen Blechschüsseln darauf und kochten etwas von den Lebensmitteln, die sie mitgebracht hatten. Als der junge Lagerleiter, der seinen Arm in einem Verband trug, bemerkte das auch viele Kinder dort herumliefen, schloß er den Chemie-Raum ab. Nun löffelten wir die mitgebrachten Haferflocken, mit Zucker und Wasser vermischt, kalt aus unseren großen weißen Porzellankrügen.

Schon einige Tage nach unserer Ankunft im Lager waren sämtliche Klassenzimmer und auch die Turnhalle mit neu hinzukommenden Flüchtlingen belegt. Im Chemie-Raum wurde eine kleine Station zur Behandlung von Kranken eingerichtet, die schon bald

in eine Impfstation umgewandelt wurde.

Deutsche Soldaten bewachten das Lager bis zur Kapitulation. Dies war nötig, weil nicht alle Dänen sich damit abfanden, daß ihre Schulen jetzt von deutschen Flüchtlingen belegt waren. Manche standen von außen vor dem Drahtzaun am Schulhof und beschimpften uns. Aber es gab auch solche, die den Kindern kleine Geschenke durch die Maschen des Zauns schoben.

Wir durften uns während der wenigen Wochen bis zur Kapitulation noch frei bewegen und konnten daher jederzeit das Lager verlassen, um in Kopenhagen spazieren zu gehen. Die Flüchtlinge hatten aber kein Geld für irgendwelche Einkäufe; deshalb blieben sie meistens nicht lange in der Stadt und fanden sich zu den Zeiten, wenn die Mahlzeiten ausgeteilt wurden, wieder im Lager ein. Die Mahlzeiten wurden von einer Sammelstelle in der Stadt auf LKWs gebracht, das Mittagessen und der Tee in großen Kübeln.

In dieser Zeit kamen einige ältere dänische Damen in unser Lager und boten an, jeweils eine kleinere Gruppe von Flüchtlingen in Kopenhagen spazieren zu führen. Diese Damen sprachen sehr gut Deutsch. Wir merkten, daß sie sich gern mit uns unterhielten. Zuerst wollten viele auf solchen Spaziergängen mitgehen, aber bald langweilten sich die meisten dabei. Mutti und ich, wir machten von diesem höflichen Angebot dieser Damen solange Gebrauch, wie es möglich war. Wir lernten dabei die schöne Residenz der königlichen Familie, natürlich nur von außen, kennen und viele Straßen und Plätze der Stadt. Wir gingen auch sehr gern zur „Langen Linie“, zu der Promenade in der Nähe des Hafens. Wenn die Damen an einem Tage nicht kamen, gingen Mutti und ich allein in die Stadt.

Lächeln und Geographie

Über den masurischen Humor

Von Siegfried Lenz

Teil 2

Die Schlußfigur leuchtet unmittelbar ein. Was aber masurisch erscheint an diesem Verhalten, das ist die Höflichkeit gegenüber der besorgten Frau: man erfüllt jede Bitte, gibt vor einem Streit jedem Drängen nach und löst die Probleme auf stillschweigende, diskrete Art. Wenn masurischer Humor eine Lehre erteilt, so mag sie wohl darin liegen, sich in das Unvermeidliche zu schicken und es auf verstohlene Weise zu genießen, es in seinen geringen Möglichkeiten auszubeuten, wie Karl Baltruschat, als er von zwei Kutschern beim Kartenspiel betrogen wurde :

„Karl Baltruschat saß mit zwei Kutschern in einer Scheune und spielte Karten. Spielte und spielte, bis ein Freund durch die halbgeöffnete Tür sah und bemerkte, wie die Kutscher sich unter den Tisch bückten und bei dieser Gelegenheit Karten austauschten. Der Freund rief Karl Baltruschat an, bat ihn nach draußen, hatte Mühe, seinen Zorn zu unterdrücken, doch nach einem Weilchen war er soweit und machte Baltruschat aufmerksam auf den, sagen wir : waltenden Betrug. Zu seiner Überraschung empörte Baltruschat sich überhaupt nicht, schien sehr gelassen, sogar still vergnügt und flüsterte schließlich:

»Ach, weißt, is ja nich schlimm, daß sie unter dem Tisch austauschen ihre Karten. Hab ich all jemärkt. Aber wenn sie sich unten bücken, klau ich ihnen oben vom Tisch die Groschen :

das hebt sich auf.«

Der masurische Humor erscheint mir wie eine Aufforderung zur Nachsicht mit der Welt, mit den Leuten. Wer aber Nachsicht mit der Welt methodisch übt, gelangt unwillkürlich zu beständiger Veröhnungsbereitschaft. Und das, scheint mir, ist neben allem anderen auch ein besonders wichtiges Kennzeichen unseres Humors: Versöhnlichkeit.

Diese Bereitschaft zur Versöhnlichkeit kann natürlich auch in einer Warnung ausgedrückt werden, wie der Knecht Abel Wischuß sie seinem Herrn Paul Ragull gab :

„Paul Ragull, bekannt als rechthaberisch und wortkarg, verlangte nichts weniger, als daß seine Anordnungen befolgt wurden, noch während er sie zu Ende sprach. Da aber beim Sprechen – wie er meinte – zuviel Zeit verlorenging, befahl er am liebsten durch Zeichen.

Als er nun den Knecht Abel Wischuß einstellte, sprach er so zu ihm : »Merk dir«, so sprach er, »ich mach nich viel Worte, wenn ich mit dem Finger wink, dann kommst.« Der Knecht überlegte und sagte dann: »Mir scheint, Herrche, wir werden uns gut verstehn, weil ich nämlich auch nich mach viel Worte : wenn ich mit dem Kopf schlacker, dann komm ich nich.«

Wer zuletzt lacht, muß nicht unbedingt am besten lachen; das trifft auch für den masurischen Humor zu. Manchmal erwirbt man eine Einsicht mit gehöriger Verzögerung. Man hat's einfach nicht eher begriffen. Wenn man aber lacht, obzwar man begriffen hat, dann zeigt man seine wahre Überlegenheit, und man hat eine Gelegen-

heit, sie bei der Geschichte mit den Aalen zu geigen:

„Elsbeth Schadereit hatte grüne Aale gekauft, hatte sie eingekocht und in Weckgläsern verschlossen, um ein Labsal zu haben Air den Winter. Wieviel Gläser sie eingekocht hatte, ist nicht genau zu ermitteln, fest steht indes, daß nach einigen Tagen etliche dieser Gläser aufsprangen – man kennt solche Mißgeschicke.

Da Elisabeth Schadereit sich vor wenigem so sehr fürchtete wie vor einer Fischvergiftung, konnte sie sich nicht entschließen, die Aale zu essen; wegwerfen mochte sie sie aber auch nicht; so schenkte sie die aufgesprungenen Weckgläser ihrer Aufwartefrau und sagte : »Vielleicht, bitte schön, möchten Sie diese Aale Ihren Schweinen geben, die sind unempfindlich und werden fett davon.«

Als die Aufwartefrau nach einer Woche wiederkam, fragte Elisabeth Schadereit, mit welchem Appetit die Schweine die Aale gegessen hätten. »Ach«, sagte die Aufwartefrau, oder so ähnlich, »die Aale haben wir selbst gegessen. Nämlich zuerst gaben wir der Oma, und als der nichts passierte, dem Opa; dann aß der Besuch, und als auch die Tante nick krank wurde nach dem Genuß, haben wir den Rest selbst gegessen.«

Es ist offensichtlich, in welcher Weise sich Landschaft und Humor entsprechen, beziehungsweise in welchem Maße zur Beurteilung eines Humors die Berücksichtigung der Landschaft gehört, in der er entstanden ist. Wir müssen aber auch anerkennen, daß das Wagnis und die Leistung eines Humors gleichfalls durch die Mundart bestimmt werden (...) Was Masuren angeht, so beweist das zur Genüge jenes – freilich stilisierte. (...)

Dies also sind die Spielarten des masurischen Humors, ein Spektrum biederer und hinterhältiger, rührender und schlitzohriger Heiterkeit. Selbst wo das Lachen gewagt erscheint, stellt sich noch Behagen ein. Selbst wo es übermütig wird, findet die masurische Komik ihr Maß – eine Komik, die sich nicht in Stichflammen entzündet, sondern still, heimlich nachglüht. Gleichviel, letzten Endes ist es unerheblich, wodurch Gelächter entsteht und von welcher Beschaffenheit es ist und so von Heiterkeit zeugt. Und Heiterkeit, meint Schopenhauer, ist nichts weniger als die bare Münze des Glücks.

Siegfried Lenz: „Beziehungen
Ansichten und Bekenntnisse zur Literatur

Autor unbekannt

Lieber guter Weihnachtsmann

Lieber, guter Weihnachtsmann,
zieh die langen Stiefel an,
kämme deinen weissen Bart,
mach‘ dich auf die Weihnachtsfahrt.

Komm‘ doch auch in unser Haus,
packe die Geschenke aus.
Ach, erst das Sprüchlein wolltest du?
Ja, ich kann es, hör mal zu:

Lieber, guter Weihnachtsmann,
guck mich nicht so böse an.
Stecke deine Rute ein,
will auch immer artig sein!

<https://weihnachtsgedichte.de/klassiker/>

INHALT

- 4 – 6 Die Weihnachtsgedichte von :
Theodor Storm - Das Weihnachtsfest
Theodor Fontane- Zum 24. Dezember
Stefan Pioskowik - Es weihnachtet schon kaum
Stefan Pioskowik - Dieser Abend war einst heilig
Rainer Maria Rilke – Advent
- 7 Uwe Hahkamp: Interview mit
Dr. Gunnar Schellenberger
- 11 Grzegorz Supady - Dr. Jarosław Parfianowicz und seine
Fotodokumentation ostpreußischer Schlösser und
Gutshäuser
- 14 POESIE IST NICHT VON DIESER WELT
mit ZBIGNIEW CHOJNOWSKI spricht
ANDRZEJ JUCHNIEWICZ
- 21 Rosi und ihre Omi - Aus dem neuen Buch von Irmgard
Irro: „Bayerische Kurzgeschichten“
- 26 Engelbert Miś - Reicher als man denkt
- 31 Nelly Marianne Wannow - Ich war und
bin eine Danzigerin Teil 2
- 36 Siegfried Lenz - Lächeln und Geographie Teil 2
- 40 Autor unbekannt - Lieber guter Weihnachtsmann

**Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder
und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers
für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden**

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: +48 606 68 02 18 Email: barbara.willan@gmail.com

<https://stowarzyszeniemazurskie.pl/de>

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Maria Grygo,
Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady.

Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

Masurische Storchchenpost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungsministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.

Irmgard Irro

Bayerische Kurzgeschichten

Skurrilles aus dem wahren Leben



Niedergeschrieben sind Schicksale von Menschen, die mir auf meinen Reisen und in meinem Leben begegnet sind; so beispielsweise die Flucht einer Familie vom Böhmerwald in den Bayerischen Wald und anschließend das Leben im Lager, Einzelbiografien, sowie das Familienleben um 1955 in Niederbayern.



Das neue Buch von Irmgard Irro

S.21



Villa Maria in Röbel. Hier verbrachte Dr. Jarosław Parfianowicz seine Kindheit.

S.11 Foto: Grzegorz Supady